

Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V.

Jahrbuch 24 2008

Verlag für Regionalgeschichte Bielefeld

Das Jahrbuch wird herausgegeben
vom Vorstand der Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V.

Redaktion:

Dr. Robert Peters
in Zusammenarbeit mit Dr. Markus Denkler

Anschrift der Redaktion:

Dr. Robert Peters
Robert-Koch-Straße 29
48149 Münster

Die Drucklegung wurde ermöglicht durch einen Zuschuss
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL)
und durch Zuwendungen vieler unserer Mitglieder.



Umschlagbild:

Nach einer Federzeichnung von Ferdinand Spindel, reproduziert auf der Titelseite
der Wochenzeitschrift *Die christliche Familie*, Essen, vom 21.9.1952

ISSN 0178-6245
ISBN 978-3-89534-794-8

© 2008 Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V., Münster
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen
Wiedergabe und des Übersetzens, vorbehalten.

Satz: Anna-Maria Balbach, Münster
Druck und Bindung: Hans Kock, Buch- und Offsetdruck, Bielefeld

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier nach ISO 9706
Printed in Germany

INHALT

BEITRÄGE

- Elmar Schilling: „Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden“ –
die „Haimonskinder“ und ihre Rezeption 9
- Herrmann Niebaum: Zur frühen westfälischen Dialektologie..... 21
- Ludger Kremer: Anschreibebücher als Zeugnisse des niederdeutsch-
hochdeutschen Sprachwechsels im 19. Jahrhundert 39

MISZELLEN UND BERICHTE

- Siegfried Kessemeier: „*Aolls hät sinne Tēit ...*“ – Zum Tode Heinrich
Schürmanns..... 55
- Hannes Demming: Laudatio anlässlich der Verleihung des Rotten-
dorfpreises an die Gruppe „Strauhspier“ aus Rheine am 23.
Oktober 2008..... 58
- Robert Peters: Plattdeutsch macht Geschichte. Niederdeutsche
Schriftlichkeit in Münster und im Münsterland im Wandel der
Jahrhunderte. Ausstellung im Stadtmuseum Münster, 8. 11. 2008–
8. 2. 2009. 61
- Elmar Schilling: Preußische Disziplin gegen westfälische Gemütlich-
keit – die Niederdeutsche Bühne spielt „Twillinge“ 64
- Pamela König, Jens Lanwer: Sprachvariation in Norddeutschland –
Eine Projektskizze 67

BUCHBESPRECHUNGEN

- Gabriele Diekmann-Dröge: Reinhard Goltz, Ulf-Thomas Lesle
(Hrsgg.): *Dat Land so free un wiet. Von Lüttenheid bis Appel-
baumchaussee. 150 Jahre niederdeutsche Literatur.* Hamburg:
Hoffmann und Campe 2006 (Die Bibliothek des Nordens). 303
Seiten..... 79
- Friedel Helga Roolfs: Egon Reiche: *Joorrestieden. Erzählungen und
Gedichte in hoch- und plattdeutscher Sprache.* Vreden und Brede-
voort: Achterland Verlagscompagnie, 2008. 200 Seiten. 81
- Anna-Maria Balbach: Augustin Wibbelt: *Dat Pöggskén, gezeichnet
von Vera Brüggemann.* Münster: Aschendorff-Verlag 2009. 20
Seiten..... 83

Christian Fischer: Josef Vasthoff: Liäben up'n Mönsterlänner Buernhoff in aolle un niee Tieten. Münster: Agenda Verlag 2007. 114 Seiten.....	86
Norbert Nagel: Franz-Josef Jakobi, Thomas Sternberg (Hrsgg.): Hermann Landois (1835–1905). Naturwissenschaftler, Theologe, Stadtbürger, Schriftsteller. Text- und Bildredaktion Thomas Brakmann. Münster: Ardey-Verlag 2005 (Kleine Schriften aus dem Stadtarchiv Münster, Band 8). 198 Seiten. 50 Abb.....	87
Norbert Nagel: Gregor Schwake: Mönch hinter Stacheldraht. Erinnerungen an das KZ Dachau. Hrsg. von Marcel Albert. Münster: Aschendorff-Verlag 2005. 197 Seiten.....	96
Elmar Schilling: Kulturraum und Sprachbilder. Plattdeutsch gestern und morgen. Beiträge zum Symposium des Instituts für niederdeutsche Sprache und der Vereinigung Quickborn. Hrsg. vom Institut für niederdeutsche Sprache und der Vereinigung Quickborn. Leer: Schuster 2007. 168 Seiten.....	104
Elmar Schilling: Festbook. 60 Jahre Freudenthal-Gesellschaft. 50 Jahre Freudenthal-Preis. Wat wüür, wat is, wat kummt. Hrsg. von der Freudenthal-Gesellschaft e. V. Soltau. Redaktion: Heinrich Kröger, Karl-Ludwig Barkhausen, Arnulf Struck, Volker Wrigge. Bremen 2007. 304 Seiten.	107
Maik Lehmberg: Heinrich Book, Hans Taubken: Hümmlinger Wörterbuch auf der Grundlage der Loruper Mundart. 3., durchgesehene und erweiterte Auflage. Sögel: Verlag des Emsländischen Heimatbundes 2006. 382 Seiten.....	109
Werner Beckmann: Rita und Rudolf Averbek: Dat Mönsterlänner Platt. Ein Lehrbuch mit Tabellen, Karten und Abbildungen. Hörstel: Gutverlag. 278 Seiten.	113
Markus Denker: Gerhard Heining (Hrsg.): „Os Platt no Meode was“. Vergangene Welten in plattdeutschen Texten. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2007 (Herforder Geschichtsquellen, Bd. 4). 142 Seiten, 3 CDs.	116

BIBLIOGRAPHIE

Hans Taubken: Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 2007	121
--	-----

AUS DER GESELLSCHAFT

Bericht über die Jahresmitgliederversammlung 2007.....	129
Veranstaltungen der Augustin Wibbelt-Gesellschaft im Jahr 2007	130
Neue Mitglieder 2007.....	131
Abbildungsnachweise.....	132
Mitarbeiter dieses Jahrbuchs	133

Zur frühen westfälischen Dialektologie

I

Das Interesse am Dialekt spiegelt sicherlich eine dem Menschen innewohnende allgemeine Neigung wider, sprachliche Unterschiede zu beobachten und zur Kennzeichnung von Volksgruppen heranzuziehen.¹ Auf das im Alten Testament (Buch der Richter 12:6) überlieferte Unterscheidungswort *Schibboleth* geht dann auch der spätere Terminus für die Kennzeichnung sprachlicher Unterschiede zurück. Nun beinhaltet die Wissenschaft von den Dialekten, die Dialektologie, heute natürlich eine Reihe von Disziplinen und Methoden;² am Beginn standen aber vor allem zwei Aspekte: zum einen die Sammlung dialektalen Wortschatzes (eher gelegentlich auch mit Blick auf dialektgeographische Zusammenhänge), zum anderen aber auch – zumindest hinsichtlich des niederdeutschen Sprachraums – erste Ansätze zu einer volkspädagogisch fundierten Überwindung dialektaler Sprachbarrieren. Auf diese beiden Aspekte will ich mich im Folgenden mit Blick auf das Westfälische beschränken, und zwar für den Zeitraum von 1750 bis 1850. Dabei kann man das Jahr 1750 in etwa als Beginn einer Epoche zunehmend planmäßigen Sammelns westfälischen Mundartwortschatzes betrachten, das Jahr 1850 ist demgegenüber möglicherweise ein wenig willkürlich gewählt. Allerdings kann man darauf hinweisen, dass die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfassten Wörtersammlungen (und hierauf beschränkt sich die westfälische Dialektologie in diesem Zeitraum noch weitestgehend) methodisch und inhaltlich kaum noch neue Gesichtspunkte erbringen.³ – Übrigens mag es inzwischen vielleicht nicht mehr überflüssig sein, darauf hinzuweisen, dass *Westfälisch* hier in einem umfassenden Sinne verstanden wird, d. h. unter Einbeziehung des Osnabrückischen und größerer Teile des Emsländischen (vgl. die Karte auf der folgenden Seite).⁴

¹ Vgl. Ulrich Knoop: Zur Geschichte der Dialektologie des Deutschen: Forschungsrichtungen und Forschungsschwerpunkte. In: Werner Besch u. a. (Hrsgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Bd. 1. Berlin New York 1983 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 1.1), S. 1–23, hier: S. 1ff.

² Vgl. etwa Hermann Niebaum, Jürgen Macha: Einführung in die Dialektologie des Deutschen. 2., Neubearb. Aufl. (Germanistische Arbeitshefte, 37). Tübingen 2006.

³ Vgl. Hermann Niebaum: Beiträge zur Geschichte der westfälischen Lexikographie (1750–1850). In: Wolfgang Kramer, Ulrich Scheuermann, Dieter Stellmacher (Hrsgg.): Gedenkschrift für Heinrich Wesche. Neumünster 1979, S. 165–201, hier: S. 166f.

⁴ Hermann Niebaum: Geschichte und Gliederungen der sprachlichen Systeme in Westfalen (Teil 1 von: Gunter Müller, Hermann Niebaum: Sprachliche Gliederungen und Schichtungen Westfalens, S. 1–92). In: Franz Petri, Peter Schöller, Alfred Hartlieb von Wallthor (Hrsgg.): Der Raum Westfalen. Band VI: Fortschritte der Forschung und Schlußbilanz. Erster Teil. Münster 1989, S. 5–31, hier: S. 5–9, Karte auf S. 7.



- Lautverschiebungsgrenzen
- - - - - westf. Brechung in 'gebrochen' (innerhalb)
- . - . - Zusammenfall von *ä* / *â* (östlich)
- - - - - Unterscheidung von Dat. u. Akk. beim ungeschlechtigen Personalpronomen:
mul - *mik*, *dui* - *dik* (südlich)
- ▲▲▲▲▲ niedersächsisch-niederfränkische Dialektscheide (strukturell)

II

Sieht man von der lateinisch-volkssprachlichen Glossographie des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit⁵ einmal ab, dann setzen die Anfänge eines plan-

⁵ Vgl. Adolf Scholz: Deutsche Mundartenwörterbücher. Versuch einer Darstellung ihres systematisch-historischen Werdegangs von Anbeginn bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

mäßigen Sammelns mundartlicher Wortschätze im deutschen Sprachraum gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein. Walter Haas nennt hierfür den Grund: „Mit der absehbaren Durchsetzung der deutschen Gemeinsprache in der Schrift kam zu Beginn des 18. Jahrhunderts auch das Interesse an jenen Sprachbeständen auf, die der allgemeinen Schriftsprache nicht angehörten – sei es, daß sie nicht allgemein waren, sei es, daß sie mit schriftfernen Sprechergruppen oder Stil-schichten konnotiert wurden.“⁶ Von entscheidender Bedeutung für die Entstehung eines entsprechenden, neuen ‚Mundart-Bewusstseins‘ war sicherlich Gottfried Wilhelm Leibniz. Wohl durch Schottelius⁷ beeinflusst, hatte sich Leibniz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“⁸, aber auch in seiner umfassenden Korrespondenz mit den Sprachgelehrten seiner Zeit dafür ausgesprochen, die *peculiares suae regionis voces*, d. h. die ‚eigentümlichen Sprachen der eigenen Region‘, zu sammeln und zugänglich zu machen. Dabei leiten ihn offenbar vor allem zwei Motive: zum einen will er mit Hilfe einer landschaftssprachlichen ‚Blutauffrischung‘ der lexikalischen ‚Verkümmern‘ der ‚Teutschen Haupt-Sprache‘, also der Schriftsprache, vorbeugen, zum anderen soll die nähere Betrachtung der ‚Provinzialwörter‘ dazu beitragen, die historisch-etymologischen Wurzeln des Deutschen zu erkennen.

Am Beginn des planmäßigen Sammelns steht ein elfseitiges „Glossarium Bavaricum“, das Johann Ludwig Prasch 1698 als Anhang zu seiner „Dissertatio altera de origine Germanica linguae Latinae“ herausgab.⁹ Es folgt 1705 mit der „Silesia loquens“ von Christian Meisner eine erste Wörtersammlung, die bewusst nur den von der Gemeinsprache abweichenden und damit im wahrsten Wortsinn ‚eigentümlichen‘ Wortschatz (hier: des Schlesischen) dokumentiert.¹⁰

Leipzig 1933 (Form und Geist, 30), S. 20ff.; Helmut Henne: Lexikographie. In: Hans Peter Althaus, Helmut Henne, Herbert Ernst Wiegand (Hrsgg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2., vollst. neubearb. und erw. Aufl. Tübingen 1980, S. 778–787, hier: S. 783f.; Peter Kühn, Ulrich Püschel: Die Rolle des mundartlichen Wortschatzes in den standardsprachlichen Wörterbüchern des 17. bis 20. Jahrhunderts. In: Werner Besch u. a. (Hrsgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Bd. 2. Berlin New York 1983 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 1.2), S. 1367–1398, hier S. 1369f.

⁶ Walter Haas: Provinzialwörter. Deutsche Idiotismensammlungen des 18. Jahrhunderts. Unter Mitarbeit von W. Günther Ganser, Karin Gerstner, Hanspeter von Flüe. Berlin New York 1994 (Historische Wortforschung, 3), S. XXV.

⁷ Justus Georg Schottelius: Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache [...] ausgefertigt von Justo-Georgio Schottelio. Braunschweig 1663.

⁸ Vgl. etwa Gottfried Wilhelm Leibniz: Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache [um 1697]. In: Paul Pietsch: Leibniz und die deutsche Sprache (II). In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Vierte Reihe, Heft 30 (1908), S. 327–356, hier: S. 336.

⁹ Abdruck in Haas (wie Anm. 6), S. 604–611.

¹⁰ Abdruck in ebd., S. 350–355.

Es handelt sich damit um das erste ‚echte‘ „Idiotikon“, ein Terminus, der ganz offenbar auf Michael Richey, den Autor des „Idioticon Hambvrgense“ (1743, 21755) zurückgeht.¹¹ Bei Richey und den auf ihn folgenden Idiotismensammlern treten zu den bereits bei Leibniz anklingenden ‚sprachpflegerisch-hochsprachebereichernden‘ und ‚sprachhistorisch-philologischen‘ Motiven¹² weitere Aspekte hinzu. Die letztlich unangefochtene Durchsetzung einer einheitlichen deutschen Hochsprache ließ ein baldiges Verschwinden der Mundarten befürchten. Insofern kann es nicht überraschen, wenn Richey postuliert, dass es „hohe Zeit“ sei, einschlägige „idiotische“ Sammlungen zusammenzustellen, „wofern man noch der Nachwelt, von der ietztlebenden Nieder-Sächsischen Sprache einen Begriff zu machen gedencket.“¹³

Es ist auffällig, dass bei den Idiotika zunächst vor allem der niederdeutsche Raum vertreten ist.¹⁴ Dies dürfte eine Folge der besonderen sprachlichen Verhältnisse in Norddeutschland sein, die durch den Rückgang der Verwendung des Niederdeutschen in der Bildungsschicht und im öffentlichen Gebrauch gekennzeichnet sind.

III

Mit Strodtmann und seinem „Idioticon Osnabvrgense“ sind wir dann auch im westfälischen Sprachraum angekommen, dem eigentlichen thematischen Bereich dieses Beitrages. Dieses nach dem Titelblatt 1756, vermutlich aber bereits 1755 herausgekommene,¹⁵ XVI, 392 Seiten umfassende Werk ist in der Folgezeit mehrfach deutlich kritisiert worden;¹⁶ wenn man diese Kritik vor dem

¹¹ Vgl. ebd., S. XXV.

¹² Vgl. zu den Intentionen der frühen niederdeutschen Lexikographie Hermann Niebaum: „...Fundgrube zur Bereicherung, ja selbst zur Berichtigung des Hochdeutschen“. Zu den Intentionen der frühen niederdeutschen Lexikographie. In: Heinrich L. Cox, Valeer F. Vanacker, Edward Verhofstadt (Hrsgg.): *wortes anst, verbi gratia. Donum natalicium Gilbert A. R. de Smet*. Leuven Amersfoort 1986, S. 371–380.

¹³ Vgl. Michael Richey: *Idioticon Hambvrgense* oder Wörter-Buch, Zur Erklärung der eigenen, in und um Hamburg gebräuchlichen Nieder-Sächsischen Mund-Art. Jetzo vielfältig vermehret [...]. Hamburg 1755 (Nachdruck Hamburg 1975; 1743), S. XLIII.

¹⁴ Vgl. die entsprechende Auflistung bei Haas (wie Anm. 6), S. XXXVIIIff.

¹⁵ Vgl. Johann Georg Meusel: *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller*. Bd. 13. Leipzig 1813, S. 485.

¹⁶ So etwa von Klöntrup in seiner Vorerinnerung, vgl. [Johann Aegidius Klöntrup]: *Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch* von Johann Gilges Rosemann genannt Klöntrup, bearbeitet von Wolfgang Kramer, Hermann Niebaum, Ulrich Scheuermann. 2 Bde. Hildesheim 1982, 1984 (Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen, 16/17), hier: Bd. 1, S. III; ferner von Mathias Seling in seinem Vorwort zu Friedrich Wilhelm Lyra: *Plattdeutsche Briefe, Erzählungen und Gedichte*, mit besonderer Rücksicht auf Sprichwörter und eigenthümliche Redensarten des Landvolks in Westphalen. Zweite wohlfeile Ausgabe Osnabrück [1845], S. VIIIff., und in einer von Lyra selbst eingerückten Anmerkung ebd.

eigenen Anspruch Strodtmanns sieht, erscheint sie jedoch überzogen. In seiner Vorrede nämlich stellt sich dieser in einen engen Zusammenhang mit seinem Vorbild Richey und weist darauf hin, dass er eigentlich Kundigeren den Vortritt hatte lassen wollen:

Ich habe [...] schon lange auf ein *Idioticon Westphalicum* gedacht, ohne jedoch Hand anzulegen, weil ich vielmehr andere dazu reizete, die der Sprache kundig sind. Jedoch meine Hoffnung ward zu nichte.¹⁷

Strodtmann bescheidet sich dann mit einem Idiotikon für das Hochstift Osnabrück, denn ein „Idioticon Westphalicum, welches der Hr. Prof. Richey von mir fordert, ist über mein Vermögen.“¹⁸ Er hält es überdies für problematisch, dass er nicht aus dem Untersuchungsgebiet stammt, so dass er leicht „irren konnte, zumal da mir das Preußische und Niedersächsische anhing.“¹⁹

Strodtmann wurde 1717 in Wehlau (Ostpreußen) geboren, verlebte aber den größten Teil seines Lebens in Nordwestdeutschland. 1743 war er Konrektor in Peine, 1745 Rektor in Hamburg, seit 1750 (vielleicht bereits seit 1749) Rektor des Ratsgymnasiums in Osnabrück, wo er am 11. April 1756 starb.²⁰ Offenbar gehörte er in Osnabrück auch dem Kreis um Justus Möser an.²¹

Mehr als eine Generation jünger war der in unserem Zusammenhang chronologisch an zweiter Stelle zu nennende Peter Florens Weddigen.²² Dieser wurde 1758 in Bielefeld geboren und lehrte seit 1781 am dortigen Gymnasium. Unter dem Einfluss Mösers begann er im Jahre 1784, ein „Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik“ herauszugeben, das er jedoch nach vier Bänden aufgeben musste. Auch dem seit 1789 erscheinenden „Neuen Westphälischen Magazin zur Geographie, Historie und Statistik“ waren nur drei Jahrgänge beschieden. Weddigen versuchte sich in der Folge noch mehrfach erfolglos mit entsprechenden Magazinen und Kalendern. Später widmete er sich insbesondere historischen Forschungen. Angesichts andauernder Anfeindungen in Bielefeld vertauschte er 1793 die Lehrerstelle mit der eines Pastors in Buchholz (Kreis Minden), 1797 ging er in gleicher Funktion nach Kleinenbremen, wo er am 6. September 1809 starb.

¹⁷ Vgl. Johann Christoph Strodtmann: *Idioticon Osnabrugense*, Ein Hochzeits-Geschenk [...] Leipzig Altona 1756 (Nachdruck Osnabrück 1973), S. VIII.

¹⁸ Ebd., S. VIII.

¹⁹ Ebd., S. X.

²⁰ Vgl. Edward Schröder: Strodtmann. In: Allgemeine Deutsche Biographie 36 (1893), S. 611f. – Meusel (wie Anm.: 15), S. 484–486 (mit der Bibliographie seiner Schriften).

²¹ Vgl. Werner Pleister: Die geistige Entwicklung Justus Mösers. In: Osnabrücker Mitteilungen 50 (1929), S. 1–89.

²² Zum Folgenden vgl. Wilhelm Schulte: Westfälische Köpfe. 300 Lebensbilder bedeutender Westfalen. Biographischer Handweiser. Münster 1963, S. 358–360.

In den beiden genannten Magazinen begann Weddigen 1788 (und nicht, wie Haas mitteilt, 1787)²³ mit dem Abdruck eines „Westphälischen Idiotikons“ in Lieferungen.²⁴ Das mit seinem Namen verbundene Idiotikon ist zu einem beträchtlichen Teil nicht von ihm selbst gesammelt worden, sondern von „auswärtigen Leser[n] dieses Journals“, die er „recht sehr“ gebeten hatte, „ihre Beyhülfe nicht zu versagen“.²⁵ Insgesamt sind unter dem Obertitel „Westphälisches Idiotikon“ nur sieben Lieferungen mit zusammen 47 Seiten erschienen. Zumeist werden die Namen der Beiträger nicht angegeben, genannt werden allenfalls – teils auch nur indirekt – die Bereiche, die durch die einzelnen Lieferungen vertreten werden. Lieferung 1 ist überschrieben „Provinzialwörter der Grafschaft Ravensberg und der angränzenden Provinzen“, drei Lieferungen haben Ortsangaben: die „zweyte“ Bielefeld, die sechste Osnabrück (darin auch vom Osnabrückischen ausgehende „Bemerkungen“ zu früheren Lieferungen), die siebte Lemförde, hier finden sich auch zwei Autorennamen: Burlage und Müller. Die sechste Lieferung stammt, wie ich herausarbeiten konnte, von Johann Aegidius Klöntrup.²⁶ Ein wenig verwunderlich ist die Einbeziehung des „Ostfriesischen Wörterbuchs“, das als solches unter dem Kolumnentitel „Westphälisches Idiotikon“ eingerückt ist. Die übrigen Lieferungen haben keine näheren Hinweise.²⁷

Im Jahre 1790 hat Weddigen dann noch ein 57seitiges „Ravensbergisches Idiotikon“ herausgegeben, bei dem er oft wortwörtlich die vorstehend im Zusammenhang des „Westphälischen Idiotikons“ genannten, Klöntrup zuzuschreibenden „Bemerkungen“ aus dem Osnabrückischen eingearbeitet hat, übrigens

²³ Vgl. Haas (wie Anm. 6), S. 63. Die dortige bibliographische Angabe (Bd. 4: „Dessau, Leipzig u. München 1787“) stimmt nicht mit dem in der UB Münster befindlichen Exemplar (Bd. 4: „Lemgo und Leipzig, in Commißion der Meyerschen Buchhandlung/Bückeburg, 1788, gedruckt vom Hofbuchdrucker Johann Friedrich Althaus“) überein.

²⁴ Westphälisches Magazin 4 (1788), S. 33–44, S. 154–157 („Zweyte Lieferung“), S. 158–168 („Dritte Lieferung“), S. 244–245 („Dritte Lieferung“ [sic!], eigentlich: Vierte Lieferung), S. 301–305 („Fünfte Lieferung“); Neues Westphälisches Magazin 1 (1789), S. 267–279 („Sechste Lieferung“), S. 279–280 („siebende Lieferung“). – Im Neuen Westphälischen Magazin 1 (1789) erschien überdies noch ein „Clev-Märkisches Provinzialwörterbuch“ (S. 260–262) sowie ebd. in Bd. 3 (1794) ein „Westphälisch-Märkisches Idiotikon“ (S. 334–335).

²⁵ Westphälisches Magazin 4 (1788), S. 35.

²⁶ Vgl. Hermann Niebaum: Weddigen und Klöntrup. Ergänzungen zur Geschichte der westfälischen Lexikographie. In: Niederdeutsches Wort 20 (1980), S. 131–146, hier: S. 138ff.

²⁷ Die einzelnen Lieferungen des „Westphälischen Idiotikons“ sind bequem zugänglich in Haas (wie Anm. 6): „Provinzialwörter“ ebd., S. 63–68; Lfg. 2 ebd., S. 94–96; Lfg. 3 „Ostfriesisches Wörterbuch“ ebd., S. 50–55; Lfg. 3 (sic!, richtiger Lfg. 4) ebd., S. 96–97; Lfg. 5 ebd., S. 97–99; Lfg. 6 ebd., S. 100–104; Lfg. 7 ebd., S. 62. – Die ohne Verfasserangabe abgedruckten „Beiträge zu einem Westfälischen Idiotikon, und zwar für die Ravensbergischen und benachbarten Gegenden“, in: Journal von und für Deutschland 1 (1788), S. 466–468 (vgl. auch Haas [wie Anm. 6], S. 69–71), die Weddigen „Provinzialwörter“, wenn man so will, ergänzen, bleiben hier unberücksichtigt.

ohne Quellenangabe.²⁸ Dieses Idiotikon ist nicht nur bezüglich des dargestellten Wortmaterials viel umfassender, es ist auch mit Blick auf die Bedeutungsangaben und sach- sowie volkswkundlichen Hinweise wesentlich ausführlicher als die oben genannten „Provinzialwörter der Grafschaft Ravensberg“, und es führt überdies auch methodisch weiter; hierzu später mehr.

An dritter Stelle steht dann das 1794 in den „Annalen der Braunschweigisch-Lüneburgischen Churlande“ erschienene, einschließlich der Vorrede 14 Seiten umfassende „Westphälische Idiotikon aus der Grafschaft Diepholz vom Herrn Prediger Müller zu Haßel“.²⁹ Es ist denkbar, dass es sich hierbei um einen der beiden Verfasser der 1789 erschienenen siebten Lieferung für Weddigen „Westphälisches Idiotikon“ handelt. Nach eigener Angabe stammt er nicht aus dem Untersuchungsgebiet, doch habe ihn „ein vierjähriger Aufenthalt in der Provinz, wovon hier die Rede ist“, in den Stand versetzt, „seine Beobachtungen“ zu Papier zu bringen.³⁰ Im folgenden Jahrgang der genannten Zeitschrift hat dann ein Adolph Moller das Müllersche „Idiotikon“ auf 16 Seiten berichtigt und um einen eigenen Beitrag erweitert.³¹

Nicht genau zu datieren ist das „Niederdeutsch-Westphälische Wörterbuch“ von Johann Gilges Rosemann genannt Klöntrup; lediglich die „Vorerinnerung“ des Verfassers ist datiert: Quakenbrück, 1. April 1824. Die im Staatsarchiv Osnabrück aufbewahrte Handschrift aus dem ursprünglichen Besitz des Ratsgymnasiums Osnabrück umfasst VI, 1146 Folioseiten Text. Sie ist in bearbeiteter Form 1982 und 1984 in zwei Bänden im Druck erschienen.³² Der am 30. März 1754 in Glane (Landkreis Osnabrück) geborene Klöntrup³³ besuchte das Ratsgymnasium in Osnabrück und studierte in Göttingen Jurisprudenz. Als Jurist wirkte er vor allem in Osnabrück, Melle und Quakenbrück. Seine juristischen Abhandlungen zu den „besonderen Rechten und Gewohnheiten“ seiner

²⁸ Vgl. Niebaum (wie Anm. 26), S. 135–137. – Weddigen führt sonst über entsprechende Praktiken beredete Klage (vgl. Niebaum ebd., S. 136, Anm. 18).

²⁹ Müller: Westphälisches Idiotikon aus der Grafschaft Diepholz. In: Annalen der Braunschweigisch-Lüneburgischen Churlande 8 (1794), S. 590–603; vgl. auch Haas (wie Anm. 6), S. 107–111.

³⁰ Ebd., S. 591.

³¹ Adolph Moller: Berichtigung des vom Herrn Prediger Müller versuchten Idiotikons der Grafschaft Diepholz [...] nebst einem Beytrag dazu. In: Annalen der Braunschweigisch-Lüneburgischen Churlande 9 (1795), S. 90–105; vgl. auch Haas (wie Anm. 6), S. 111–115.

³² Klöntrup (wie Anm. 16).

³³ Zu Person und Wirken Klöntrups vgl. zusammenfassend Hermann Niebaum: Johann Aegidius Rosemann genannt Klöntrup. Rechtsgelehrter, Literat, Dialektlexikograph, kritischer Geist. In: Horst-Rüdiger Jarck (Hrsg.): Quakenbrück. Von der Grenzfestung zum Gewerbezentrum. Quakenbrück 1985 (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, XXV), S. 334–347; ferner Hermann Niebaum: Johann Aegidius Klöntrup (1754–1830) – ein kritischer Geist zwischen Osnabrücker Provinz und Weltbürgertum. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 15 (1999), S. 77–101.

engeren Heimat gewannen große Beachtung. Die Notwendigkeit, in diesem Zusammenhang niederdeutsche Rechtsurkunden zu lesen, führte ihn vom Jahre 1782 an zur Beobachtung und Sammlung des heimischen mundartlichen Wortschatzes. Auf diese Weise entstand dann – vor allem auf südosnabrückischer Grundlage – sein „Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch“. Die Bemühungen des Autors um eine Herausgabe scheiterten. Dieses Wörterbuch hätte, wenn es nicht erst in unserer Zeit herausgekommen wäre, für die ältere Dialektlexikographie von erheblicher methodischer Bedeutung sein können. Kosegarten hat das Klöntrup'sche Werk für sein „Wörterbuch der Niederdeutschen Sprache“³⁴ benutzt und es in der Vorrede anerkennend erwähnt. Die Klöntrup'sche Handschrift hatte er wohl auf Vermittlung Friedrich Wilhelm Lyras (zu diesem später mehr) erhalten und sich von dem Werk dann offenbar eine zweibändige Bearbeitung angefertigt, die der Bielefelder Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1895 aus dem Besitz der Universitätsbibliothek Greifswald vorlag.³⁵ Friedrich Wilhelm Lyra hat das Klöntrup'sche Wörterbuch auch selbst für seine (fiktiven) „Plattdeutschen Briefe“ herangezogen.³⁶ Klöntrup machte sich auch einen Namen als Lyriker, als der er in die Nähe des Göttinger Hainbundes zu stellen ist. Es gelang ihm aber offenbar nicht, irgendwo richtig Fuß zu fassen. Er starb, völlig verarmt, am 25. April 1830 in der Nähe von Quakenbrück.

An fünfter Stelle ist dann das „Süd-Westfälische Idiotikon“, wie Peter Heinrich Holthaus sein Werk in dem Zirkular,³⁷ mit dem er Beiträge erbat, zunächst etwas irreführend benannte, anzuführen; irreführend insofern, als die Liste der 130 Orte, „deren Mundart ich [...] niedergeschrieben zu haben wünsche“, unter anderem auch Orte wie Lingen, Osnabrück, Minden, Höxter, Detmold enthält. Tatsächlich erhielt er offenbar nur Beiträge aus 32 Orten, und zwar fast nur aus Schwelm und der näheren Umgebung. In seinem Zirkular erbittet er 1809 die Übertragung eines kurzen Stückes aus dem Lustspiel „Der dankbare Sohn“ von Johann Jacob Engel (1741–1802), ein Verfahren, das ein Jahr zuvor Franz Josef Stalder auf eine 1806 ergangene Bitte des französischen Innenministeriums an Hand der „Parabel vom verlorenen Sohn“ für die „Schweizerische Dialektologie“ angewandt hatte.³⁸ Hiermit verfolgte Holthaus letztlich einen

³⁴ Johann Gottfried Ludwig Kosegarten: Wörterbuch der Niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit. Bd. 1, Lieferungen 1–3 (alles Erschienene). Greifswald 1856–60.

³⁵ Vgl. Niederdeutsches Korrespondenzblatt 18 (1894/95), S. 56. Diese Handschrift muss laut einer freundlichen Mitteilung von Dr. Matthias Vollmer, Greifswald, derzeit als verschollen gelten.

³⁶ Vgl. Lyra (wie Anm. 16), S. VIII f., Anm.

³⁷ Abgedruckt auch in Emil Böhmer: Leben und Werk des Konrektors Peter Heinrich Holthaus in Schwelm. In: Beiträge zur Heimatkunde der Stadt Schwelm und ihrer Umgebung N.F. 3 (1953), S. 5–40; 4 (1954), S. 21–35, hier: S. 25f.

³⁸ Vgl. Niebaum, Macha (wie Anm. 2), S. 22. Vgl. auch Niebaum (wie Anm. 3), S. 182f.; ebd., S. 182, Anm. 66 auch der zu übersetzende Text.

dezidiert dialektgeographischen Ansatz.³⁹ Im Übrigen war er, wie Hinweise in seinen Materialien zeigen, durchaus auf dem Stand der lexikographischen Forschung seiner Zeit. Das Material seiner Wörtersammlung ist erst nach dem ersten Buchstaben geordnet, wobei die Redensarten für sich stehen und den Lemmata noch nicht zugeordnet sind. Die Handschrift trägt dann den angemesseneren Titel „Materialien zu einer Schrift, betitelt Süd-Westfälisches Wörterbuch, enthaltend die Eigenthümlichkeiten zwischen Münster, Wesel, Achen, Bonn etc. Nebst anderen damit verbundenen Eigenthümlichkeiten der Gegenden“.⁴⁰ Das Manuskript umfasst 371 Seiten Folio, die allerdings nicht alle beschrieben sind; es befindet sich im Archiv des Westfälischen Wörterbuchs, für das es – wie übrigens auch Klöntrup's Handschrift – verzettelt wurde. Holthaus wurde am 24. September 1759 in Breckerfeld bei Schwelm geboren.⁴¹ Seit 1789 war er Konrektor der Höheren Bürgerschule in Schwelm, an der er Geschichte, Erdbeschreibung und Naturkunde unterrichtete. Seine wissenschaftliche Tätigkeit schlug sich in zahlreichen Programmschriften zu den öffentlichen Schulprüfungen nieder; auf eine dieser Schriften werde ich noch näher eingehen. Außerdem verfasste er u. a. Lese- und Buchstabier- sowie andere Schulbücher, die z. T. zahlreiche Auflagen erlebten, ferner einen „Selbstlehrenden Unterricht im Schachspiele“, eine Luther-Biographie sowie eine Kirchen- und Schulgeschichte Schwelms, auch jeweils mit mehreren Auflagen. All diese Tätigkeiten haben offensichtlich die Fertigstellung des Wörterbuchs verzögert, an dem er gleichwohl bis zu seinem Tode am 31. Dezember 1831 arbeitete. Holthaus war ein sehr guter Kenner nicht nur der Mundarten der weiteren Umgebung Schwelms, sondern auch des Westfälischen ganz allgemein. Selbst Jacob Grimm scheint sich des Öfteren an Holthaus mit Anfragen gewandt zu haben.⁴² Die Handschrift wurde schließlich auch durch Friedrich Woeste ausgewertet, in dessen posthum erschienenem, insbesondere den Raum Iserlohn abdeckenden „Wörterbuch der westfälischen Mundart“ Übernahmen von Holthaus durch nachgestelltes *Holth.* angezeigt werden.⁴³

³⁹ Von seinen Mitarbeitern, denen er nähere Angaben zur Verschriftung an die Hand gab, hatte Holthaus überdies feste Vorstellungen; so heißt es in seinem Zirkular (S. 1 ungez.): „Derjenige geehrte und gute Freund, welcher an dem Orte, in dessen Mundart er mir das Stück darstellen will, seine Jugend nicht zugebracht hat, und jenes Dialects also wohl nicht völlig kundig ist, beliebe sich von einem Eingebornen die Wörter, besonders die ihm zweifelhaften, vorsagen zu lassen.“ Vgl. auch Niebaum (wie Anm. 3), S. 183.

⁴⁰ Vgl. Niebaum (wie Anm. 3), S. 172, Anm. 37. – Später änderte Holthaus in: „Beyträge zu einem Wörterbuche der Eigenthümlichkeiten der Süd-Westfälischen Mundart zwischen [...] in Vergleichung mit der allgemeinen deutschen Sprache“.

⁴¹ Vgl. zum Folgenden Böhmer (wie Anm. 37).

⁴² Vgl. ebd., S. 31.

⁴³ Friedrich Woeste: Wörterbuch der westfälischen Mundart. Norden, Leipzig 1882, vgl. dort das Vorwort von Crecelius. Durch die Zusätze Nörrenbergs wird in der Neubearbeitung (Friedrich Woeste: Wörterbuch der westfälischen Mundart. Im Auftrage des Westfälischen

Als letzter der in diesem Zusammenhang vorzustellenden Wörterbuchautoren ist der am 14. August 1799 in Berghausen bei Fredeburg geborene Johan Rottger Köne zu behandeln.⁴⁴ Nach dem Studium der klassischen Philologie lehrte er seit 1829 am münsterischen Gymnasium Paulinum. Neben dem Schuldienst beschäftigte Köne sich vor allem mit sprachhistorischen Forschungen; er war auch Mitarbeiter am Grimmschen „Deutschen Wörterbuch“.⁴⁵ Veröffentlicht hat Köne einige grammatische Abhandlungen zur lateinischen Sprache, aber auch eine Heliand-Ausgabe sowie einen altsächsischen Beichtspiegel. Das nach eigener Aussage „zum Abschlusse gediehen[e]“ „Wörterbuch der Westfälischen Sprache seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten“⁴⁶ ist nicht erschienen. Köne starb am 12. November 1860 während eines ihm zur Fertigstellung des Wörterbuchs gewährten einjährigen Urlaubs. Bedauerlicherweise ist die Fassung, an der Köne noch arbeitete, verschollen; das fertige Werk hätte nach Schätzung eines Verlagsbuchhändlers rund 100 Bogen umfasst. Im Baader-Nachlass in Nijmegen⁴⁷ befand sich ein Köne-Manuskript mit dem Titel „Zum Wörterbuch der Westfälischen Sprache. Von Dr. J. R. Köne, Gymnasial-Oberlehrer zu Münster. I. Theil, enthaltend die mit Vocalen anfangenden Wörter. (Die Sammlung angefangen im Jahre 1830, diesen Theil zusammengeschrieben zu Borgloh bei Osnabrück im Sommer 1847)“. Die 134 Seiten der Handschrift im Folioformat sind in je acht Felder geknickt, von denen ursprünglich nur die vier inneren mit jeweils einem neuen Stichwort beschrieben wurden; die anderen Felder waren offenbar Ergänzungen vorbehalten. Zahlreiche Wortartikel sind mit Bleistift ausgestrichen worden; dies mag darauf hindeuten, dass sie in eine spätere Fassung übertragen wurden. Die vorliegende Wörtersammlung ist gesamtwestfälisch angelegt, berücksichtigt wurden: arnsbergisch, olpisch, märkisch, münsterländisch, osnabrückisch, mindisch, paderbornisch, ravenbergisch. Nach Ausweis der dem Nimwegener Manuskript beiliegenden Durchschrift eines Briefes von Theodor Baader an den Direktor des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, der sich mehrfach für die Herausgabe des Köneschen Wörterbuchs eingesetzt hatte, war die gesuchte Druckvorlage offenbar bereits 1925 verschollen. Das, was man Baader

Heimatländisches neu bearbeitet von E. Nörrenberg. Norden Leipzig 1930 [Nachdruck Wiesbaden 1966]) der große Anteil von Holthaus (jetzt durch *H* angedeutet) noch deutlicher.

⁴⁴ Zu Könes Leben vgl. Ernst Raßmann: Nachrichten aus dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Münster 1866, S. 182f.; siehe auch Schultz: Johann Rotger Köne (Nekrolog). In: Westfälischer Merkur 273 (1860), Beilage.

⁴⁵ Vgl. Jacob Grimm, Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 1. Leipzig 1854, S. LXVI.

⁴⁶ Vgl. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde 15 (1854), S. 407. Ein Voranschlag der Druckkosten war bereits beim Münsterschen Verlagsbuchhändler Theissing eingeholt worden.

⁴⁷ Vgl. Niebaum (wie Anm. 3), S. 174.

für das von ihm projektierte „Westfälische Wörterbuch“⁴⁸ zur Verfügung stellte und worauf ich mich im Weiteren beziehen werde, war jedenfalls nur die vorstehend skizzierte Vorstufe mit den vokalischem anlautenden Lemmata.

Nicht als Wörterbuchautor kann der am 17. Juli 1794 in Achelriede bei Osnabrück geborene Friedrich Wilhelm Lyra gelten, aber er gehört doch zumindest mittelbar in diesen Zusammenhang. Sein Vorhaben, Theologie zu studieren, gab der Sohn eines Landpastors angesichts des frühen Todes des Vaters und der napoleonischen Wirren auf. Seinen Lebensunterhalt verdiente er in Diensten der Stadt Osnabrück als Registrator der Steuerverwaltung und später als Kanzleiregistrator. Sein Sohn Justus Wilhelm Lyra, der wieder Pastor geworden war, ist als Komponist teils volkstümlich gewordener Lieder und Studentenlieder bekannt geworden. Friedrich Wilhelm Lyra starb am 18. November 1848 in Osnabrück. Seine erstmals 1845 erschienenen „Plattdeutschen Briefe, Erzählungen und Gedichte, mit besonderer Rücksicht auf Sprichwörter und eigenthümliche Redensarten des Landvolks in Westphalen“⁴⁹ geben ein getreues Abbild der Osnabrücker Mundart um 1800. Dabei interessieren Lyra nicht nur die „Eigenthümlichkeiten [der] Sprachweise“, sondern auch „die früheren Gewohnheiten des Landmannes“.⁵⁰ Diese doppelte Intention führte dazu, dass Lyra davon absah, einfach lexikonartig Idiotismen zu buchen, sondern sich bemühte, die Eigenart der Mundart in Leben, Sitten, Bräuchen und Gewohnheiten darzustellen. In seinem „Vorbericht“ weist er darauf hin, dass man „überall eingesehen [habe], daß es eben noch Zeit sei, die immer mehr verhallenden Klänge der plattdeutschen Mundarten, soviel deren in ihrer ältern Eigenthümlichkeit noch vorhanden sind, zu sammeln.“⁵¹ Hierzu passt dann auch, dass er seine Schrift (neben seinen „lieben Landsleuten in Westphalen“) zwei Persönlichkeiten widmet, die sich als Gelehrte diesem „eben so verdienstlichen als patriotischen Geschäft widmen“: Johannes Matthias Firmenich in Berlin⁵² und Johann Gottfried Ludwig Kosegarten in Greifswald. Beiden Wissenschaftlern hat Lyra im Rahmen seiner Möglichkeiten zugearbeitet, mit beiden hat er (wie übrigens auch mit Ernst Moritz Arndt und Jacob Grimm) korrespon-

⁴⁸ Zu den Auseinandersetzungen um das Westfälische Wörterbuch, mit dessen Erarbeitung Theodor Baader 1920 beauftragt worden war und dessen Material er 1923 bei seiner Berufung nach Nijmegen mitnahm, und der dann 1927 in Münster erfolgten Gegengründung eines „Westfälischen Provinzial-Wörterbuchs“, das seit 1939 dann wieder „Westfälisches Wörterbuch“ heißt, vgl. Dietrich Hofmann: Zur Geschichte des Westfälischen Wörterbuchs. In: Westfälisches Wörterbuch. Beiband. Bearbeitet von F. Wortmann. Neumünster 1969, S. 10f.

⁴⁹ Lyra (wie Anm. 16).

⁵⁰ Ebd., S. V.

⁵¹ Ebd., S. VI.

⁵² Vgl. Johann Mathias Firmenich: Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. 3 Bde. Berlin 1843–67 (Neudruck Osnabrück 1968).

diert.⁵³ Ganz offensichtlich hat Kosegarten, wie bereits erwähnt, durch Lyras Vermittlung die Handschrift des Klöntrupischen Wörterbuchs für sein eigenes Projekt auswerten können. Lyras Buch hat keine eigentliche literarische Form, auch nicht, wenn man die teilweise angewandte Briefform (sechs Briefe an seinen fiktiven „Landsmann N.N.“) in Rechnung stellt. Es stellt einen bunten Reigen von Schilderungen, scherzhaften Erzählungen, ausschweifend erzählten Döhnkes in Prosa und gereimter Form dar, die häufig zusammenhanglos nebeneinanderstehen, deren Funktion einzig darin zu bestehen scheint, dem Autor Gelegenheit zu geben, um alte Redewendungen, Sitten und Gebräuche herum seine Texte zu gestalten. Da er davon ausgeht, dass ein beträchtlicher Teil des von ihm verwendeten Wortschatzes von seinem Lesepublikum nicht mehr richtig verstanden wird, erläutert er zahlreiche Wörter und Zusammenhänge in Fußnoten. Aus diesen ließe sich im Prinzip ein kleines Wörterbuch zusammenstellen. Im sechsten Brief spricht Lyra übrigens als erster eine im Osnabrücker Raum auffällige dialektgeographische Besonderheit an, die spezifischen Diphthonge der Gemeinde Hagen, z. B. in *Pantionffeln*, *Hious*, *Aeaoulske*.⁵⁴ Die frühe Forschung hielt deswegen die Vorfahren der Hagerer für Einwanderer aus Südwestfalen, aus dem Harz oder aus dem Engrischen.⁵⁵ Felix Wortmann hat diese Annahmen mit historischen, aber auch dialektologischen Argumenten entkräftet. Auch das Dorf Hagen gehört in Formenlehre wie Wortschatz, aber auch phonologisch zum Osnabrückisch-Ostwestfälischen; die Sonderentwicklungen sind vielleicht der Sonderstellung des katholischen Hagen in einer lutherischen Umgebung geschuldet,⁵⁶ auch wenn ansonsten im Osnabrücker Raum die Konfessionsgrenzen sprachlich kaum eine Rolle spielten.

IV

Ich komme nun zu einer kurzen vergleichenden Betrachtung der Intentionen,⁵⁷ die die genannten Autoren mit ihren Wörtersammlungen verfolgen. Eine umfassendere vergleichende Betrachtung der Sammlungen muss hier unterbleiben; hierauf bin ich anderenorts ausführlicher eingegangen.⁵⁸

(1) Ich habe schon angedeutet, dass die letztlich unangefochtene Durchsetzung einer einheitlichen deutschen Hochsprache ein baldiges Verschwinden der

⁵³ Siehe etwa die Briefe im Anhang zu August Meyer: Friedrich Wilhelm Lyra und seine „Platt-deutschen Briefe“. In: Osnabrücker Mitteilungen 51 (1929) (Diss. Greifswald), S. 83–160, hier: S. 151ff.

⁵⁴ Lyra (wie Anm. 16), S. 107.

⁵⁵ Vgl. Felix Wortmann: Die Mundart der Gemeinde Hagen bei Osnabrück. In: Westfälische Forschungen 2 (1939), S. 325–329, hier: S. 325.

⁵⁶ Ebd., S. 329.

⁵⁷ Vgl. Niebaum (wie Anm. 12).

⁵⁸ Vgl. Niebaum (wie Anm. 3), S. 175ff. Dort jeweils auch ausführliche Nachweise.

Mundarten befürchten ließ. Von daher war es, wie ich ebenfalls bereits erwähnte, für den Verfasser des „Idioticon Hambvrgense“, Michael Richey, „hohe Zeit“, einschlägige „idiotische“ Sammlungen zusammenzustellen, wenn man überhaupt noch der Nachwelt von der niederdeutschen Sprache einen Eindruck vermitteln wollte.⁵⁹ Die hierin sichtbare antiquarisch-dokumentarische Intention wird auch in den Vorreden unserer Autoren verbalisiert. So hält z. B. Strodtmann die Notwendigkeit der Sammlung plattdeutscher Wörter durch Verweis auf Raupach, Richey, Leibniz u. a. für „hinlänglich erwiesen.“⁶⁰ Klöntrup äußert sich hierzu explizit. Er weist darauf hin, dass es bald zu spät sein könnte, mundartlichen Wortschatz aufzuzeichnen. Es heißt dann bei ihm weiter:

Die niederdeutsche Sprache kömt unter den gebildeten Classen immer mehr ausser Gebrauch und sogar Kindermädchen und Ammen werden angewiesen, mit den Kindern hochdeutsch zu rothwelschen. Das giebt freilich ein hübsches Deutsch, aber das geht mir nichts an; ich bedaure nur den Untergang unseres altsächsischen Idioms, den wir in der Folge nur noch theilweise aus den hollandischen werden erklären können.⁶¹

Entsprechendes lässt sich auch in den theoretischen Ansätzen Könes finden, der in einem Vortrag des Jahres 1852 seine Vorstellungen vom „Werth der westfälischen Sprache“ formuliert und dabei von der Befürchtung des bevorstehenden Untergangs der Mundarten ausgeht:

Die westfälische Sprache geht auf die Neige, sie geht bald zur Rüste. Nach Vergang von einigen Menschenaltern, das läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit berechnen, wird dieses großartige Erzeugniß deutscher Zunge aus dem Reiche der Lebenden bis auf die kümmerlichsten Reste oder unkenntlichsten Trümmer ausgeschieden sein.⁶²

Letztlich, so fährt Köne fort, sei es beschämend,

daß während wir alte Gebäude, alte Gemähldes, alte Geräthe, ja selbst die Trümmer davon zum Behufe der Geschichte Westfalens sorgfältig betrachten und aufzubewahren suchen und das gewiß mit Rechte thun, daß wir dagegen die Sprache Westfalens, dieses lebendige seit mehr als tausend Jahren von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Zeugniß der innern Geschichte Westfalens [...] so ganz und gar vernachlässigen.⁶³

⁵⁹ Richey (wie Anm. 13), S. XLIII.

⁶⁰ Strodtmann (wie Anm. 17), S. VIII.

⁶¹ Klöntrup (wie Anm. 16), Bd. 1, S. III.

⁶² Johan Rottger Köne: Werth der westfälischen Sprache. Gelesen im Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in der Versammlung am 15. April 1852. Separatdruck Münster o. J., S. 1.

⁶³ Ebd., S. 7.

(2) Allgemein-historischem und sprachgeschichtlichem Interesse entspringt das, was man in unserem Zusammenhang die historisch-philologische Intention nennen könnte. So bezieht etwa Strodtmann Richeys Anregung zu einem gesonderten „Glossarium Archeologicum“, in dem man den alten, in Urkunden und Rechtstexten vorkommenden Wortschatz „gedolmetschet finden könnte“,⁶⁴ in seine Konzeption mit ein und nimmt auch veraltete Wörter aus Dokumenten des 13. bis 15. Jahrhunderts mit auf.⁶⁵ Diesen Aspekt greift auch Klöntrup auf, bei dem es in der Vorerinnerung heißt: „Indessen ist es wohl hohe Zeit, an ein brauchbares Niederdeutsches Wörterbuch zu denken. Kenne ich doch Rechtsgelehrte in meiner Vaterstadt, den [!] ich die Schuhriemen aufzulösen nicht werth bin, die aber nicht im Stande sind, eine Urkunde aus den Zeiten des Bischofs Philipp Sigismund zu lesen.“⁶⁶

(3) Die frühe Lexikographie verfolgt aber durchaus auch praktisch-alltagsbezogene Intentionen. So ging es etwa Strodtmann u. a. um die Bereitstellung eines Hilfsmittels für fernerstehende höhere Gerichtsinstanzen:

Ich habe vornämlich mein Augenmerk auf die Obersächsischen Rechtsgelehrten gerichtet, die ofters übel daran sind, wenn ihnen Acten, um Responsa darüber auszufertigen, aus Westphalen zugeschicket werden, weil darinn Wörter vorkommen, die ihnen schlechterdings unbekannt sind. Ja, man weiß Fälle, daß die Urtheile himmelweit von dem Rechtshandel entfernt und bloße Nullitäten gewesen; blos weil man die hier in foro aufgenommene und im Lande übliche Wörter und Sachen nicht verstanden hat.⁶⁷

In ähnlicher Weise argumentiert Weddigen, wenn er sagt:

Die Einwohner verstehen sich unter einander; Konsulenten, Sachwalter und Richter verstehen die Partheyen. Aber die entfernten Instanzen bleiben mehrentheils Fremdlinge in den Begriffen, die damit verknüpft seyn sollen. Aus diesem Grunde ist ein erklärendes Wörterbuch nützlich.⁶⁸

Und auch bei Köne heißt es entsprechend (wobei er den historisch-philologischen Aspekt mit einbezieht):

Ein Buch, in welches der älteste, ältere und jetzige Sprachvorrath in Wort und Satz eingetragen wäre, würde der Rathlosigkeit, worin sich oft die

⁶⁴ Richey (wie Anm. 13), S. XXXV.

⁶⁵ Strodtmann (wie Anm. 17), S. X.

⁶⁶ Klöntrup (wie Anm. 16), Bd. 1, S. III.

⁶⁷ Strodtmann (wie Anm. 17), S. XI.

⁶⁸ [Weddigen in:] Westphälisches Magazin 4 (1788), S. 158 („Dritte Lieferung“).

Verwaltungsbehörden, die Gerichte und die Geistlichkeit befinden, abzu-
helfen geeignet sein.⁶⁹

Sehr früh wird aber auch der ‚praktische Nutzen‘ gesehen, den die Kenntnis der
‚Provinzialismen‘ für den ‚öffentlichen Volksunterricht‘ hat. Dabei steht der
Primat des Hochdeutschen im Unterricht außer Frage. Das Problem der
Mundart als Sprach- und Bildungsbarriere wird im niederdeutschen Raum ganz
allgemein bereits recht früh gesehen (hierauf komme ich mit Blick auf den
westfälischen Raum noch näher zu sprechen), zunächst aber weniger unter dem
Aspekt der Behinderung gesellschaftlichen Aufstiegs – wie später in der Sozio-
linguistik –, als vielmehr unter dem Blickwinkel einer Verstehensbarriere für die
notwendige religiöse Unterweisung. So heißt es etwa bei Weddigen:

So lange die hochdeutsche Sprache in unseren Westphälischen Volksschu-
len vernachlässiget wird, (und leider! wird sie es noch in manchen Gegen-
den z. B. im Bisthum Paderborn) so lange läßt sich auch nicht hoffen, daß
der Westphälische Bauer mit dem Vortrage des Kanzelredners die gehörigen
Ideen verbinde, ja! er wird wol oft in die Versuchung kommen zu
glauben, daß man ihm eine Aufmunterung zur Ausübung eines Lasters ge-
geben habe, wenn ihm die heilsamen Folgen einer Tugend sind vorgestel-
let worden.⁷⁰

Als Beispiele werden einige Wörter angeführt, die in Dialekt wie Hochsprache
in Stamm und Bildung übereinstimmen, in der Bedeutung aber auseinanderklaf-
fen. Weddigen schreibt:

So ist bei unserem Landmann ein *niederträchtiger*, ein *freundlicher*, *herablassen-*
der Mann, und ein *großmüthiger* wird, weil *Großmuth* bey ihm den Begriff
Hochmuth bezeichnet, von ihm verabscheuet, oder verlachtet. Will man ihn
aufmuntern Gott zu verehren, so wird er, wenn er anders noch keinen Un-
terricht in der hochdeutschen Sprache erhalten hat, mit diesem Ausdrucke
den krassen Begriff verbinden, Gott ein Geschenk machen; denn *verehren*
heist bey ihm *geben* oder *schenken*. Will man ihm die Schädlichkeit des
Aberglaubens vorstellen, so wird er uns nicht verstehen, denn *Aberglaube*
nennt er *Biglaube*; es sey denn daß er entweder die hochdeutsche Sprache
kennt, oder daß man durch mehrere individuelle Sätze seinen Begriff deut-
lich zu machen sucht.⁷¹

⁶⁹ Köne (wie Anm. 62), S. 9.

⁷⁰ Peter Florenz Weddigen: Beytrag zu einem Westphälischen Idiotikon. In: Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik 4 (1788), S. 33–35, hier: S. 34. – In ähnlicher Argumentation: Der Westphälische Beobachter. Eine Wochenschrift. Das 8. Stück. Cleve, 12. Julii 1755, S. 61–68, hier: S. 64.

⁷¹ Weddigen (wie Anm. 70), S. 34; ähnlich auch Peter Florenz Weddigen: Ravensbergisches Idiotikon. Ein Anhang zur Beschreibung der Grafschaft Ravensberg, zweyten Theils. In: Peter Florenz Weddigen, Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg in Westphalen. Bd. 2. Leipzig 1790, S. 269–323, hier: S. 271f. So auch schon D. von

Der gewichtigste Anlass für die Sammlung mundartlichen Wortschatzes war für die Verfasser dann aber sicherlich das Bestreben, einen Beitrag zu einem allgemeinen deutschen Wörterbuch oder, wie Richey es ausdrückt, zum „Dialectus communis“ zu leisten.⁷² Ein solches „allgemeines Nationwörterbuch“ soll nach der Vorstellung des Predigers Müller „zur Bereicherung, wie zum Ausbau der Muttersprache“ beitragen.⁷³ Die in solchen Zitaten sichtbar werdende Intention können wir die hochsprachebereichernde nennen. Mit diesem Ansatz steht man, wie ich einleitend schon andeutete, im Gefolge von Schottelius (1663) und dem von diesem beeinflussten Leibniz. Dieser hatte beispielsweise festgestellt, dass

[...] eine der Haupt-Arbeiten, deren die Teutsche Haupt-Sprache bedarff, seyn würde, eine Musterung und Untersuchung aller Teutschen Worte [...]. Und nicht nur auf die so man Hochdeutsch nennet, und die im Schreiben anietzo allein herrschen, sondern auch auff Plat-Teutsch, Märkisch, Ober-Sächsisch, Fränckisch, Bäyrisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bey dem Landtman mehr als in den Städten bräuchlich.⁷⁴

In ähnlicher Weise argumentiert auch Richey⁷⁵ und in seinem Gefolge Strodtmann.⁷⁶ Bei Weddigen verbinden sich mit dem Gedanken, „die Sprache zu erweitern und die Geschichte derselben in ein helleres Licht zu setzen“⁷⁷, deutliche Seitenhiebe auf die Fremdwörtermode der Zeit:

Und dann die vielen fremden Wörter, deren Ursprung kaum mehr kenntlich ist. Denn der Westphälinger ist nicht nur darin ein Deutscher, daß er gern und über die Gebühr von Fremden annimmt; er will überdem etwas besonderes haben, wo es z. B. unsern Nachbarn grün und gelb vor Augen wird, wird es ihm nicht etwa blau, sondern *blümerant* (*bleu mourant*) und wenn es hoch kommt gar *blümerantblau*.⁷⁸

Auch Köne spricht die Auffüllung sprachlicher Lücken in der Hochsprache durch die Mundarten an, legt allerdings den Akzent etwas anders, wenn er sagt:

Die hochdeutsche Sprache hat sich, wie Moritz Arndt so schön sagt, zu ihrem eignen Nachtheile im Uebermaße vergeistiget. Durch diese Verset-

Cölln: Beytrag zur Charakterisierung des Lippeschen, Ritbergischen und Paderbornischen Bauern. In: Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik 1 (1784), S. 105–116, hier: S. 115.

⁷² Richey (wie Anm. 13), S. IV.

⁷³ Müller (wie Anm. 29), S. 590.

⁷⁴ Leibniz (wie Anm. 8), S. 336.

⁷⁵ Vgl. Richey (wie Anm. 13), S. V.

⁷⁶ Strodtmann (wie Anm. 17), S. VIII.

⁷⁷ Weddigen (wie Anm. 71), S. 271.

⁷⁸ Ebd., S. 272. – Vgl. auch Müller (wie Anm. 29), S. 591.

zung in die Höhe sind da unten in der Sinnenwelt unzählige Lücken entstanden.⁷⁹

Damit bieten die Mundarten für Köne offenbar die Möglichkeit, die Hochsprache, wo nötig, zu ‚erden‘.

V

Abschließend möchte ich noch einmal auf den schon kurz angesprochenen Zusammenhang des Dialekts als Sprach- und Bildungsbarriere eingehen, den man im westfälischen Sprachraum bereits erstaunlich früh problematisiert hat. So bemerkt etwa der lippische Prediger von Cölln in seinem 1784 im Westphälischen Magazin erschienenen „Beytrag zur Charakterisierung des Lippeschen, Ritbergischen und Paderbornischen Bauern“ zur Sprache der Bauern:

Sie ist das größte Hinderniß, welches der Bildung des Volkes im Wege steht, und so lange nicht mit Fleiß an Verbesserung und Ausbildung der Sprache gedacht wird, hilft aller Unterricht wenig. Die Volkslehrer und Richter reden eine dem Volke fremde Sprache [...]. Ich habe Gutes und Böses ohne Partheylichkeit hingeschrieben, in der Absicht jeden Menschenfreund auf das Volk aufmerksam zu machen. Denn es bleibt ewige Wahrheit: kennt der Arzt den Kranken nicht, so kann er ihn nicht heilen.⁸⁰

Einen ganz anderen, die Mundart positiv einschätzenden Standpunkt, vertrat demgegenüber Holthaus. Leider ist dessen Einladungsschrift zur Schulprüfung Herbst 1818 mit dem Titel „Wie lernt ein Westfale das Hochdeutsche – mit welchen Fehlern und Nichtfehlern?“ verschollen.⁸¹ Diese Schrift wäre vermutlich ein wichtiger Vorläufer für mein nun auch schon mehr als dreißig Jahre altes kontrastives Arbeitsheft „Westfälisch“⁸² gewesen. Dass dies möglicherweise so war, können wir wohl aus der von Holthaus im Jahre 1799 veröffentlichten, offenbar als eine Art theoretische Vorstufe der verschollenen Schrift aufzufassenden kleinen Abhandlung „Ist es in Westphalen für Eltern aus den gesitteten Ständen rathsam, das Hochdeutsche zur Anfangssprache ihrer Kinder zu machen?“⁸³ ableiten. Darin empfiehlt Holthaus, auf erstaunliche Weise

⁷⁹ Köne (wie Anm. 62), S. 6.

⁸⁰ Von Cölln (wie Anm. 71), S. 115f.

⁸¹ Der Hinweis hierauf findet sich im Holthaus-Manuskript S. 12.

⁸² Hermann Niebaum: Westfälisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht, 5). Düsseldorf 1977.

⁸³ Peter Heinrich Holthaus: Ist es in Westphalen für Eltern aus den gesitteten Ständen rathsam, das Hochdeutsche zur Anfangssprache ihrer Kinder zu machen? In: Der Westphälische Anzeiger, oder Vaterländisches Archiv zur möglichstschnellen Verbreitung alles Wissenswürdigen und Nützlichen für Menschenwohl, häusliche und bürgerliche Glückseligkeit, in politischer und moralischer Hinsicht 3 (1799), S. 976–980; Neuabdruck in Hermann Niebaum: Ein frühes Konzept zur Überwindung der dialektalen Sprachbarriere in Westfalen. In: Niederdeutsches Korrespondenzblatt 86 (1979), S. 73–77.

modern und Rudolf Hildebrand⁸⁴ vorwegnehmend, die Kinder zunächst in der Mundart aufwachsen zu lassen und erst in der Schule, mit aller nötigen Rücksicht, auf diesen „Stamm“ das Hochdeutsche „recht sicher und bequem [aufzu]pfropfen“.⁸⁵

Im Zusammenhang des „Werth[es] der westfälischen Mundart in Beziehung auf die höhern Lehranstalten Westfalens“ leugnet auch Köne, dem dieser Problem-bereich als Lehrer ebenfalls aus eigener Anschauung geläufig gewesen sein dürfte, etwaige Schwierigkeiten von Mundartsprechern bei der Erlernung der Hochsprache. Für Köne stellt sich ein anderes Problem, nämlich „die allgemein gebilligte Sitte, daß spottende Verachtung, nicht selten ein Hohngelächter laut wird, wenn ein so genanntes plattdeutsches Wort zum Vorschein kommt.“⁸⁶ Die sich hieraus ergebenden Folgen sieht Köne aber nicht so sehr im Zusammenhang mit Aufstiegsschranken für den Mundartsprecher, sondern eher in der Gefährdung der Ehrfurcht vor Eltern und Angehörigen. Aus seiner eigenen Schulpraxis kann er die Bedeutung des Selbstwertgefühls für die Mundartsprecher belegen; dieses kann, positiv gewendet, durchaus vorteilhaft für den Unterricht eingesetzt werden:

Kinder und Jünglinge, die von ihren Aeltern nur ihr schlichtes Westfälische gelernt, fangen an, wenn ihnen Verachtung ihrer Muttersprache einge-flößt wird, mit dieser die Geringschätzung ihrer Aeltern einzusaugen. Seit ich diesen Grundsatz in der westf. Sprache, wo er, wenn irgend seines Ortes ist, anwende, seit dem haben sich die Fortschritte im Schriftd. nicht verringert, wie man bei dem entgegengesetzten Verfahren meint, sondern vermehrt, und ärnte überdies die schöne Frucht, daß die Liebe und das Verlangen nach der älteren deutschen Sprache angefacht und genährt wird.⁸⁷

Mit diesem schönen und bedenkenswerten Zitat möchte ich schließen.

⁸⁴ Rudolf Hildebrand: Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. Leipzig 141917 (1867).

⁸⁵ Vgl. auch Böhmer (wie Anm. 37) 1953, S. 31f.

⁸⁶ Köne (wie Anm. 62), S. 9.

⁸⁷ Zitat von einem einzelnen Blatt, das der Wörterbuch-Handschrift beiliegt; vermutlich als Anschluss zum ebenfalls beiliegenden Bogen „Bedeutung für die westfälischen Schulen“ vorgesehen (wohl um 1845 geschrieben).